



Theologie

Die Wahrheit in der Geschichte: Der gesellschaftlich-geistige Hintergrund des letzten Buches von Hans Küng – Das menschliche Bewußtsein im Netz gesellschaftlicher Prozesse – Das geistige Leben schafft dauernd Institutionen – Die Gesellschaft legitimiert ihre Einrichtungen – Institution und Legitimation wirken auf den einzelnen zurück und programmieren ihn – Durch diese gesellschaftlich geschaffene zweite Natur sehen wir die Wirklichkeit – Eine anstößige Theorie für die Kirche – Katholiken und Protestanten nur je anders vorprogrammiert? – Kirchliche Strukturen und Dogmen als gesellschaftliche Konstruktion? – Neue Einsicht in traditionelle Lehren – Ruf zum Umdenken und «utopische» Bergpredigt als dynamische Faktoren einer zukunftsformenden Kirche – Das «biblische Durcheinander» als Zeichen und Ermöglichung einer echten Katholizität – Kirch-

liche Tradition unter dem Gesetz des Weizenkorns: sterben, um zu leben.

Literatur

Die Ironie als Spiegel der Persönlichkeit: War Heine ein oberflächlicher Spötter? – Der «Deutsche Skandal» – Heimatlosigkeit und Verfolgungen – Satire, Witz, Ironie – Wehmut der Ironie – Ironie als Distanz und Ordnungsruf – Der Riß im Herzen – Abenteuerliche Mischung aller Gefühle – Von der Übermacht der Gefühle zu befreien – Humor: die letzte Sehnsucht nach Harmonie – Der Abstand zu dem eigenen Ich schärft das Auge – Nichts als ein Dichter.

Länder

Südamerikas wechselndes Gefälle: Revolution und Gegenrevolution ohne Ende – Würde der Nazismus auf den Schlachtfeldern des letzten

Krieges begraben? – Vielfältiges Erwachen faschistischer Tendenzen – Die Methoden einer politisch-militärischen Unterdrückung – Sozialistische Versuche unter der Fahne des Nationalismus und Antiimperialismus – Extreme Strömungen in den einzelnen Ländern – Gemeinsame Notlage weckt ähnliche Kräfte.

Gedenkwort

Zum Tod von Bischof von Streng: In der Sicht des Nachfolgers: «Leben heißt sich wandeln – vollkommen sein, sich oft wandeln» – «Wir haben auf dem Konzil A gesagt, wir müssen auch B sagen» – «Er hat im hohen Alter die Schwelle einer neuen Zeit auch innerlich überschritten» – In manchem war er auch unwandelbar – Seine Persönlichkeit – Er war eine Autorität – Ein Konservativer mit aller Liberalität – Die Bilder des Bischofs – Die Sprache seiner Augen und seines Mundes – Er war ein authentischer Seelsorger.

WAHRHEIT UND GESELLSCHAFT

Urteile sind oft rasch gefällt. Billiges Lob und ungerechter Tadel fallen um so leichter, je mehr persönliche Gefühle angesprochen werden. Das jüngste Buch von Professor *Hans Küng*¹ über die päpstliche Unfehlbarkeit hat das Zeug in sich, um zum Auslöser einer hitzigen und oberflächlichen Diskussion zu werden. «Endlich sagt da einer, was schon lange klar ist», oder: «Da kommt der Wolf im Schafspelz heraus; jetzt greift der falsche Prophet sogar die heiligen Dogmen an». So und ähnlich mag leicht geurteilt werden.

Eine annähernd gerechte Beurteilung eines Werkes setzt voraus, daß der geistige Hintergrund, aus dem heraus es geschrieben wurde, und der menschliche Raum, in den hinein es sprechen will, richtig eingeschätzt werden. Diese Voraussetzungen sind heute schwer zu fassen. Sie sind sehr vielfältig geworden und kaum auf einen Nenner zu bringen. Aus der unübersehbaren Menge der Einzelkenntnisse und aus der großen Zahl der anstehenden Probleme sticht jedoch eine Frage besonders hervor: das noch ungelöste Verhältnis von Wahrheit und Gesellschaft. Das Buch von Küng behandelt nicht direkt diesen Fragenkomplex. Es will und muß aber in diesem geistigen Zusammenhang gesehen werden.

Eine anstößige Theorie

Wer nur im traditionellen katholischen Denken geschult wurde, kennt keine entscheidende Beziehung zwischen Wahrheit und Gesellschaft. Gewiß gibt es in diesem Denken auch Wahr-

heiten, welche die Gesellschaft betreffen. Diese erscheint dabei aber nur als Objekt möglicher Aussagen. Eine grundsätzliche Bedingung jeder Wahrheitserkenntnis durch gesellschaftliche Verhältnisse wird von dieser Denktradition als offener oder getarnter Relativismus abgelehnt. Anders urteilen viele heutige Denker. «Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit», so haben vor kurzem *Peter Berger* und *Thomas Luckmann* ihr sehr gründliches, gemeinsames Werk überschrieben². Sie wollen damit zeigen, daß alles, was der Mensch als Wirklichkeit erfährt und was er als Wahrheit erfassen kann, gesellschaftlich konstruiert ist. Eine solche Aussage mag manchen unangenehm in den Ohren klingen. Man kann sie sogar für widersprüchlich halten. Trotzdem sollte man sich ihr nicht grundsätzlich verschließen, bevor man sich nicht mit der Kraft, die aus den entsprechenden Überlegungen spricht, gemessen hat.

Trotz vieler biologischer Vorgegebenheiten ist der Mensch nicht ausdeterminiert. Er ist wesentlich offen. Es gibt einen großen Raum, den er selbst schöpferisch gestalten muß. Er kann diese Aufgabe aber nicht als einzelnes Individuum erfüllen. «Zusammen produzieren die Menschen eine menschliche Welt mit der ganzen Fülle ihrer sozio-kulturellen und psychologischen Gebilde»³. Diese Produkte bleiben den Menschen nicht äußerlich. Jeder wird selbst weitgehend zu dem, was gemeinsam geschaffen wurde, indem er die produzierten Gebilde in sich aufnimmt und sich zu eigen macht, indem er sie internalisiert, wie die Soziologen sagen. Über einen kom-

plizierten Prozeß vollzieht sich eine eigentliche Selbstproduktion des Menschen.

Aus der Unzahl von Erfahrungen und Handlungen, die dem Menschen möglich sind, werden zunächst bestimmte geistige und körperliche Abläufe «habitualisiert». Durch die Wiederholung bekommen Einzelhandlungen etwas von jener Selbstverständlichkeit und Problemlosigkeit, die dem Instinkt zu eigen ist. Sobald aber «habitualisierte Handlungen durch Typen von Handelnden reziprok typisiert werden»⁴, findet eine Institutionalisierung statt. Im Beispiel gesprochen: Ein Passant steigt in die Straßenbahn und hält dem Schaffner spontan seine Fahrkarte hin. Ohne zu fragen locht der Schaffner die Karte und gibt sie dem Passanten zurück. Eine kleine Institution funktioniert. Alle zwischenmenschlichen Handlungen, die in vorgegebenen Bahnen verlaufen, werden in diesem Sinn zu den Institutionen einer Gesellschaft gerechnet. Das zu den Institutionen gehörende Wissen umfaßt all das, «was jedermann weiß, ein Sammelsurium von Maximen, Moral, Sprichwortweisheit, Werten, Glauben, Mythen und so weiter»⁵. Vor allem aber ist die Sprache ein Hort von jenen habitualisierten Elementen, die zur Institutionalisierung nötig sind. Sie enthält eine Unzahl von Assoziationsbahnen und schematisierten Denkabläufen. Dank dieser Vorprogrammierung und dank des Institutionsreichtums einer Gesellschaft ist eine dauernde Verständigung unter Menschen überhaupt möglich.

Der Prozeß der Institutionalisierung ist nie abgeschlossen. In jeder lebenden Gesellschaft geht er dauernd weiter. Der Reichtum an Institutionen wächst ständig an. Eine Gesellschaft kann darum unmöglich das Werden all ihrer Institutionen im hellen Bewußtsein bewahren. In ihrem Gedächtnis setzen sich nur die Sedimente der lebendigen Prozesse, die stabilen Denk- und Handlungsschematas fest. Ein neues Mitglied einer Gesellschaft kann deshalb unmöglich alle vergangenen Erfahrungen selbst nachvollziehen. Es eignet sich vorwiegend die verfestigten Sedimente an. Dazu kommt, daß jeder Mensch – längst bevor er urteilen kann – spontan in die Institutionen einer Gesellschaft hineinwächst. Von frühester Kindheit an übernimmt er, mit nur vagem Bewußtsein, das Verhalten und die Sprache jener Menschen, an die er affektiv gebunden ist. Er wird auch teilweise in Normen hineingedrillt, die seinem Bewußtsein noch unverständlich sind. Vorgegebene Sprach-, Verhaltens- und Handlungsschematas werden ihm dadurch zur zweiten Natur. Die ständigen gesellschaftlichen Prozesse sorgen dafür, daß diese zweite Natur nicht nur erhalten bleibt, sondern ständig verstärkt wird. Was dem Menschen aber so zu eigen geworden ist, darauf achtet er nicht mehr. Er kann sogar bei gezieltem Bemühen unmöglich alles bewußt nachvollziehen, was die Gesellschaft aus ihm gemacht hat. Sein Empfinden und Wahrnehmen, sein Denken und Handeln ist folglich immer durch seine vorgegebene zweite Natur bedingt. Sie macht einen Großteil dessen aus, was ihm als selbstverständlich erscheint und was ihm der gesunde Menschenverstand sagt. Seine Wirklichkeitserfahrung ist entsprechend gesellschaftlich konstruiert.

Durch die zweite Natur wird im Menschen ausdeterminiert, was seine erste Natur offen gelassen hat. Er wird dadurch aber nicht voll programmiert. Es verbleibt ihm ein Rest an Spontaneität, von der her er dauernd neue Erfahrungen institutionalisieren kann. Dieser Prozeß vollzieht sich nicht immer im Sinn der bestehenden Ordnung. In Kleingruppen und Subkulturen bilden sich leicht Institutionen, die sich kritisch oder ablehnend gegen die Großgesellschaft verhalten. Diese kann sich darum nicht mit dem spontanen Besitz ihrer Institutionen zufrieden geben. Sie muß sich selbst legitimieren, um das Zögern und den Widerstand neuer Mitglieder überwinden zu können. Deshalb integriert sie die große Zahl ihrer sehr verschiedenartigen Institutionen in symbolische Zusammenhänge. Einzelne Einrichtungen erhalten dadurch eine Sinnhaftigkeit. Sie sind fortan nicht mehr bloß pragmatisch gefordert. Es

wird ihnen die Würde des Normativen verliehen. Diese Sinnverleihung und Legitimierung geschieht zunächst auf der Ebene bestimmter Lebensbereiche. Es bilden sich begrenzte Sinnwelten. Solche Sinnprovinzen werden schließlich in einen größeren Zusammenhang integriert, der als symbolische Totalität⁶ die ganze institutionale Ordnung überhöht. Die Totalität kann aus einer wenig strukturierten Sammlung einzelner symbolischer Sinnelemente bestehen. Die meisten Gesellschaften drängen aber nach noch größerer Einheitlichkeit. Kohärente theoretische Konstruktionen versuchen alle Einzelemente in einen überschaubaren Zusammenhang zu rücken und mit einer letzten Begründung zu versehen. Es entstehen Mythen und Theorien über die Entstehung der Welt, des Menschen, der Gesellschaft, des Stammes, der Ehe usw. Was eine Gesellschaft institutionalisiert hat, wird legitimiert, weil es von Anfang so war, weil bereits die Götter so gehandelt haben, weil es göttlicher Wille ist, weil es die erhabene Vernunft fordert, weil es sich aus der Natur der Sache ergibt, weil das dialektische Gesetz der Geschichte es verlangt usw. Das Bestehende wird dadurch für unveränderlich und heilig erklärt, oder Veränderungen werden – sofern ein Gesetz der Geschichte der letzte Mythos ist – nur in einer ganz bestimmten Richtung zugelassen.

Die Legitimationskraft mythischer Konstruktionen wird gewöhnlich dadurch verstärkt, daß bestimmte Personen und Gruppen ausgesondert werden, um die ganze Symbolwelt zu repräsentieren, sie zu lehren und über ihre Reinheit zu wachen. Medizinmänner und Schamanen, Schriftgelehrte und Priester, Parteiideologen und Experten garantieren einer Gesellschaft ihr letztes kohärentes Gefüge und machen sie dadurch funktionsfähig. Sie erreichen dies, indem sie Abweichler, Häretiker, Revisionisten etc. bekehren oder unterdrücken oder sie zum mindesten gesellschaftlich so diskriminieren, daß sie für die große Mehrheit ungefährlich werden. Neben der Institutionalisierung ist folglich die Legitimation der zweite große Prozeß, wodurch eine Gesellschaft schafft, was für sie wahr und wirklich ist.

Die weiteren Gedanken von Berger und Luckmann über die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit können in unserem Zusammenhang übergangen werden. Um grobe Mißverständnisse zu vermeiden ist jedoch zu betonen, daß eine Gesellschaft ihre Institutionen nie zufällig schafft. Sie gründet ihre schöpferische Selbstproduktion immer auf Erfahrungen. Was sich aber als mögliche Erfahrung anbietet, ist so unüberschaubar reich und vielfältig, daß nie *die* Erfahrung gegeben ist. Was erlebt wird, ist eine Sicht durch das vereinfachende, gesellschaftlich bedingte Okular. Dabei werden gewisse Elemente überbetont und andere übersehen. Da aber bei veränderten gesellschaftlichen Bedingungen die Belichtung geändert wird, sind verschiedene Erfahrungen und entsprechende Wahrheitssysteme möglich, ohne daß alle miteinander ob ihrer verwirrenden Vielfalt in den Abfallkübel wilder Phantasieprodukte zu werfen wären.

Die Überlegungen zur gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit sind selbst wieder gesellschaftlich bedingt. In früheren Epochen wären sie kaum denkbar gewesen. Die Einsicht in diese Bedingtheit hebt aber die Theorie nicht aus den Angeln, sondern trägt gerade zu ihrer Begründung bei. Sie wurde konstruiert, weil sie sich als nötig erwies, um die gesellschaftlich-geistige Situation unserer Epoche zu meistern. Wir leben in einer Zeit des Umbruchs. Wir können selbst erleben, wie bestehende Institutionen angefochten werden, wie sie ganz oder teilweise zerfallen und wie neue entstehen. Unsere Affektivität und unsere spontan erworbenen geistigen Strukturen werden dadurch erschüttert. Unsere Subjektivität braucht die Macht des ordnenden Wortes, um diesen Vorgang zu verarbeiten. Dazu kommen äußere Fakten, die nach einer klärenden Integration verlangen. Die Geschichtswissenschaft hat in den letzten Jahrzehnten äußerst reiches Material gesammelt. Sie

zeichnet damit ein sehr differenziertes Bild vom Werden unserer eigenen Gesellschaft und zwingt uns zur Einsicht, daß bei diesem Prozeß weit größere Wandlungen eingetreten sind, als früher angenommen wurde. Vor allem aber konfrontiert uns die Ethnologie mit Gesellschaften, Kulturen und Wahrsystemen, die von den unsern fast erschreckend weit entfernt sind. Trotzdem wurden – und werden noch heute – solche Gesellschaften von ihren Mitgliedern als kohärent und oft sogar als einzig möglich empfunden. Was wir hingegen sehen, spüren und denken, wird von ihnen oft als unmöglich beurteilt. Schließlich zeigt auch die Paläontologie, daß die Entwicklung vom Tier zum Menschen äußerst langsam und – aus der Ferne betrachtet – sehr kontinuierlich verlief. Man weiß kaum, wo der entscheidende Schritt anzusetzen ist, so ähnlich waren die ersten Menschen ihren Vorgängern im Tierreich. Wie werden sie damals gedacht und empfunden haben?

Diese großen Unterschiede im menschlichen Denken und Erleben verlangen nach einer Erklärung. Sie zwingen uns, die Theorie von der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit – wenigstens in wesentlichen Grundzügen – anzuerkennen.

Kirche und Dogma als gesellschaftliche Konstruktion?

Läßt sich eine Theorie von der gesellschaftlichen Bedingtheit der Wahrheitssysteme auch auf die Kirche anwenden? Diese Frage trifft auf jenen heiklen Punkt, der heute die heftigste Diskussion weckt und viele Gemüter sehr erregt. Es wird gesagt, die Wahrheit in der Kirche stamme von Jesus Christus. Sie sei in keiner Weise gesellschaftlich bedingt. Sie stehe jenseits aller Wandlungen, die bei solchen gesellschaftlichen Konstruktionen sich notwendigerweise ergeben. Es sei bereits ein Zeichen offenen oder verschleierte Unglaubens, die Kirche überhaupt aus einer solchen Sicht zu betrachten.

Trotz dieser kategorischen Aussagen drängen sich dennoch unerwartet viele Übereinstimmungen zwischen der Theorie von der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit und den konkreten Strukturen der Kirche und ihres Lehrsystems auf. Sind solche Übereinstimmungen Zufälle? Hat nicht die Kirche manches als Wahrheit verteidigt, was sich später als gesellschaftliche Konstruktion erwies? Wie hat sie sich zu den Naturwissenschaften, zum Kirchenstaat, zur Demokratie, zur Religionsfreiheit, zur kritischen Erforschung der biblischen Schriften etc. verhalten? Sie hat überholte Aussagen und Verhaltensweisen verteidigt, als würde durch deren Aufgabe der Glaube selbst bedroht. Sie hat ihren Glauben immer mit vielen schützenden Hilfskonstruktionen umgeben, wobei sie oft erst nach langem Ringen und vielen Fehlgriffen unterscheiden konnte, was Hilfskonstruktion und was Glaube war. Hat sie diese Unterscheidung überhaupt je genügend genau vollzogen?

Das Bedenken der langandauernden Spaltungen unter Christen zwingt uns, in dieser Frage noch einen Schritt weiterzugehen. Wieso konnten Menschen in Punkten, welche die katholische Kirche während Jahrhunderten als glaubensentscheidend hielt, anderer Meinung sein und trotzdem echte Christen bleiben? – Solange man in den getrennten Christen vorwiegend Dummköpfe oder verstockte Häretiker sah, brauchte man sich nicht viele Gedanken darüber zu machen. Sie waren ja nur Scheinchristen. Man projizierte so viel Schlechtes in sie hinein, daß sie für die eigene Überzeugung zu keinem echten Problem wurden. Sobald man aber anerkennt, daß sie nicht dümmer und böser waren als die Gläubigen in den eigenen Reihen, muß ihr Verschiedensein erklärt werden. Wieso konnten diese Christen während Jahrhunderten die Heilige Schrift meditieren und trotzdem nicht zur gleichen Überzeugung kommen? Für diese unangenehme Frage bietet sich keine bessere Lösung an als der Hinweis auf die gesellschaftliche Bedingtheit ihrer Überzeugungen. Die getrennten Christen lebten in kirchlich-gesellschaftlichen Verhältnissen, in die sie

meistens von Kindheit an hineinwuchsen. Ihr Denken wurde dadurch so vorgeformt, daß sie die Schrift nur noch durch das entsprechende Okular zu sehen vermochten. Selbst der gescheiteste Verstand und der ehrlichste Wille genügten meistens nicht mehr, um über diese Bedingtheiten hinauszuwachsen.

Wenn wir aber bei den getrennten Christen solche Vorprägungen feststellen, müssen wir dann nicht ehrlich weiterfragen und ganz ernsthaft damit rechnen, daß wir selbst in ähnlicher Weise vorgeformt sind? Diese Frage macht die meisten überzeugten Katholiken rasch unruhig. Sie wird deshalb gern verdrängt. Trotzdem hat die Kirche seit dem letzten Konzil die Bereitschaft gefunden, gesellschaftliche Vorprägungen und selbst Verformungen, wenigstens in manchen sekundären Fragen, mutig einzugestehen. Ihre Glaubensformulierungen hält sie aber weiterhin für unantastbar. Wieso zieht sie hartnäckig diese Grenze? Sie ist wohl der Überzeugung, ihr Glaube stürze sonst zusammen. Ist es aber möglich, bei den getrennten Christen Verformungen bis in die Glaubensformulierungen hinein vorauszusetzen und sie bei sich selbst grundsätzlich auszuschließen? Eine solch unterschiedliche Beurteilung setzt voraus, daß die Kirche entweder – trotz gegenteiliger Behauptungen – die andern weiterhin für dümmer und böser hält oder sie stützt sich auf Theorien, die am meisten den Verdacht erwecken, Legitimationskonstruktionen für bestehende Institutionen zu sein. Sie hat sich auf alle Fälle in eine Lage hineinmanövriert, in der sie für ihr Verhalten schwerlich eine ehrliche und befriedigende Antwort geben kann. Muß sie krampfhaft darin verbleiben?

Küng hat sich in seinem Buch, das der unmittelbare Anlaß zu diesen Überlegungen ist, mutig und ohne jede diplomatische Verschleierung der Frage nach der Bedingtheit von Glaubensformulierungen gestellt. Er spricht in eine Problematik hinein, an der sich die Kirche – wenn sie nicht jede Glaubwürdigkeit verlieren will – unmöglich vorbeidrücken kann. Wenn dieser ganze Hintergrund gesehen wird, kann unmöglich gesagt werden, Küng habe zu einer Bombe gegriffen, nachdem er alle Patronen der Kritik verschossen hätte. Sein Buch artikuliert ein Unbehagen, das nicht bloß in seinem Kopf, sondern in der ganzen gesellschaftlichen Situation der Kirche sich breit macht. Mit diesen Hinweisen sollen nicht alle einzelnen Überlegungen von Küng verteidigt, wohl aber sein Anliegen aufs entscheidendste unterstützt werden.

Gewiß hat Küng der Kirche keinen leichten Dienst erwiesen. Er mutet ihr viel zu. Der Widerstand gegen seine Überlegungen erwächst nicht bloß aus Beschränktheit und Bosheit. In der Auseinandersetzung brechen vielmehr jene inneren Spannungen auf, die durch einen langen Prozeß vorbereitet wurden. Nachdem die Kirche seit der Renaissance die Kraft verloren hatte, die abendländische Gesellschaft in ihrem spontanen Prozeß der Institutionalisierung und Legitimierung dauernd weiterzuprägen, wurde sie langsam immer mehr in die Defensive gedrängt. Sie konnte sich in dieser beschränkten Stellung nur halten, indem sie die ihr verbliebenen Mitglieder immer mehr vom Wert und von der Unveränderlichkeit ihrer Aussagen und ihrer Institutionen zu überzeugen suchte. Sie mußte ihre Legitimierung immer weiter verstärken und sie schließlich fast auf die höchste nur mögliche Spitze treiben. Ihre Mitglieder wurden dabei so gesellschaftlich geformt, daß sie ein Maximum von Glaubenssicherheit von den geheiligten Strukturen erwarteten. Eines wurde dadurch übersehen: je stärker und beharrlicher bestehende Institutionen legitimiert werden, um so größer wird der Bruch, wenn trotzdem neue Entwicklungen eintreten. Auf ein Maximum an äußerer Sicherheit und Legitimation folgt notwendig ein Maximum an innerer Unsicherheit. Viele einzelne Gläubige werden dadurch in eine schwere Prüfung geführt. Diese kann ihnen aber nicht erspart werden. Wird die Auseinandersetzung weiter aufgeschoben, wird sie später nur virulenter.

Wegzeichen für die Zukunft

Küng bietet durch seine Überlegungen kein Zaubermittel. Wird sein Vorschlag angenommen, dann werden zunächst die Schwierigkeiten nur noch größer. Geheiligte Formeln üben eine große psychologische Wirkung aus. Läßt ihre bindende und verpflichtende Kraft nach, dann werden viele bis jetzt eingedämmte Kräfte frei. Diese müssen sich dann zunächst an die neue Freiheit gewöhnen.

Dazu kommen grundsätzliche Bedenken. Das Eingeständnis, geheiligte kirchliche Formulierungen könnten sehr einseitig oder aus heutiger Sicht gar falsch sein, führt zu einer mindestens teilweisen Anerkennung der Theorie von der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit in kirchlichen Fragen. Wie soll sich das Christentum unter solcher Voraussetzung in Zukunft erhalten können? – Es wird auf einem ungewohnten Weg gehen müssen. Folgende Überlegungen sollen aber zeigen, daß dieser Weg trotzdem mit Vertrauen beschritten werden darf, ja gegangen werden muß:

► Das katholische Christentum hat seit jeher daran festgehalten, daß Kirche und Offenbarung nicht zu trennen sind. Früher führte man diese Verbindung vorwiegend auf einen positiven Willensentscheid Gottes zurück. Heute zeigt sich, daß die Beziehung zwischen Wahrheit und Gesellschaft sich auch notwendig aus der Natur des Menschen ergibt. Die neue Einsicht sollte darum nicht ängstliche Überraschung auslösen, sondern zu einem vertieften Verständnis der bisherigen Lehre führen. Dazu ist nur nötig, daß man in der Kirche nicht eine starre Institution, sondern ein wanderndes Volk sieht, das sich unter der Wirkung des Geistes und in Erinnerung an Jesus Christus dauernd seine vielfältigen Institutionen schafft. Die gesellschaftliche Bedingtheit der Wahrheit führt dazu, daß die Kirche mehr als bis jetzt in ihrer gesellschaftlichen Erscheinung das ausdrücken muß, was sie in ihrem Glauben bekennt.

► In unserer Epoche erscheint die Wirklichkeitsstruktur der wissenschaftlich-technischen Welt als der stärkste Gegner der christlichen Wahrheit. Diese Welt beruht auf der gesellschaftlichen Übereinkunft, daß jene Gegebenheiten in besonderer Weise wahr sind, die sich durch wiederholte, scharfe Beobachtungen und, wenn möglich, durch genaue Messungen nachprüfen lassen (Verifikationsprinzip). Zwar können die Ergebnisse solcher Messungen unmöglich mit einzelnen gesellschaftlichen Strukturen in Zusammenhang gebracht werden. Insofern ist die Theorie von der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit keineswegs als Abbildtheorie zu verstehen. Als wahr verstandene Aussagen enthalten Elemente, die sich nicht aus der Gesellschaft deduzieren lassen. Trotzdem fallen Wahrheit und Gesellschaft nicht beziehungslos auseinander. Die Ergebnisse von Beobachtungen und Messungen können nämlich erst dann einen Anspruch auf Wahrheit erheben, wenn sie irgendwie verstanden, d. h. in einen größeren Zusammenhang eingeordnet werden. Dieser Zusammenhang selbst kann nicht wiederum Ergebnis einer Messung sein. Er ist durch gesellschaftliche Konstruktionen mitbedingt. Die Integration des Verifikationsprinzips löst die Verbindung zwischen Wahrheit und Gesellschaft nicht auf, sie ändert aber insofern diese Beziehung, als ein ausgesprochen dynamisches Element in die Wahrheitserkenntnis eingeführt wird.

Das Verifikationsprinzip wird zum Anlaß für eine dauernde Korrektur der bisherigen Ergebnisse und zum Ferment für eine ständige Neubesinnung über den theoretischen Zusammenhang. In allen früheren Gesellschaften wurden Beobachtungen, die mit dem bestehenden System nicht übereinstimmten, wegdisputiert oder mindestens in ungefährliche Ecken abgedrängt. Für die wissenschaftlich geprägte Gesellschaft hingegen waren zum ersten Mal gerade solche Ergebnisse besonders interessant. Man begann direkt nach Erkenntnissen zu suchen, die neue Zusammenhänge aufzudecken vermochten. Dank dieses dynamischen Elementes konnte die wissenschaftlich-techni-

sche Einstellung zur Wirklichkeit einen Sieg erringen, wie ihn kein Wahrheitssystem vorher gekannt hatte. Die christliche Sicht der Wirklichkeit wurde dabei verdrängt. Sie droht in Zukunft noch mehr an die Wand gedrückt zu werden. Dieser Gefahr kann das Christentum nur entgehen, wenn es selbst ein dynamisches Prinzip ins Zentrum seiner gesellschaftlichen Übereinkunft zu stellen vermag. Dazu braucht es gar nicht ein dem Evangelium fremdes Element zu suchen. Die Not der Stunde muß nur vielen Christen die Augen neu öffnen. Die Evangelien bergen nämlich zwei äußerst dynamische Elemente in sich; ein negatives: der Ruf zum ständigen Umdenken; und ein positives: die «utopischen» Forderungen der Bergpredigt, die immer über alles Erreichte hinausdrängen. Eine Gesellschaft, die diese Elemente wirklich ernst nähme, käme von selbst in eine ungeheure Dynamik hinein. Sie bräuchte sich nicht mehr in Defensivarbeit zu erschöpfen. Die Kirche hat es in der Vergangenheit jedoch vorgezogen, die unruhestiftenden Forderungen der Bergpredigt in den Hintergrund zu drängen und dafür auf die stabilisierenden Faktoren der dogmatischen Formulierungen und der hierarchischen Ordnung zu vertrauen. Sie hatte dadurch für lange Zeit innere Ruhe gewonnen, aber dafür viel Lebenskraft verloren. Heute wird ihr sogar noch die innere Ruhe genommen. Um wieder eine lebendige Gesellschaft zu werden, müßte sie nur die Akzente von neuem so setzen, wie sie in den Evangelien gesetzt werden: der Glaube an die Bergpredigt müßte in ihr immer stärker und lebendiger sein als das Vertrauen auf feste dogmatische Formulierungen.

► Die Einsicht in die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit zeigt, daß keine Wahrheitssicht ohne sehr viele geschichtliche und veränderliche Elemente möglich ist. Unter dieser Voraussetzung ist gerade die Forderung nach Unveränderlichkeit, in der die Kirche bis jetzt ihre Auszeichnung sah, höchst verdächtig geworden. Nur ein Glaube, der einen solchen Reichtum und solche Lebenskraft besitzt, daß er immer neue gesellschaftliche Formen zu schaffen fähig ist, kann heute mit echter Überzeugung den Anspruch vertreten, mehr zu sein als eine der vielen möglichen Konstruktionen.

Die Heilige Schrift, als privilegierteste Quelle des christlichen Glaubens, zeugt von einem solchen Reichtum. Sie kann unmöglich auf eine einheitliche Konstruktion reduziert werden. Sie ist vielmehr ein Gefüge von sehr verschiedenartigen Aussageformen und Inhalten. In ihr wurde festgehalten, wie Israel während einer langen Geschichte seinen Gott Jahve und wie die Jünger und ersten Gemeinden ihren Herrn und Meister in sehr verschiedenen individuellen und gesellschaftlichen Situationen erfahren haben. Die Schrift enthält fast ein Maximum an vielfältigen Aspekten beim Ringen um die eine Doppelfrage: Wie verhält sich Gott zu den Menschen? Wie soll der Mensch antworten? Für einen rationalistisch denkenden Menschen war darum die Schrift immer unbefriedigend, weil sie in kein übersichtliches System übersetzt werden kann. Es gab auch Theologen, die nie richtig begreifen konnten, wieso Gott nicht ein unmißverständliches Dogmatik- und ein eindeutiges Moralbuch inspiriert hatte. Von unserer heutigen Situation her erweist sich aber gerade das «biblische Durcheinander» als vertrauenerweckendes Zeichen. Bei allem Zielen auf einen einheitlichen Gehalt bietet sie uns einen höchsten Reichtum von verschiedenen Aussagen. Durch die sehr verschiedenen Texte wird der einzelne und die kirchliche Gemeinde dauernd zur höchsten Identifikation mit dem Jesus des Glaubens eingeladen und zugleich zur ständigen Distanzierung von allen sich verfestigenden Ausdrucksformen aufgefordert. Diese Doppelhaltung der Schrift dürfte auch die adäquateste Antwort der Kirche auf die Herausforderungen der Gegenwart sein.

► Wenn das Christentum mehr sein will als eine Religion unter vielen andern und mehr als eines der möglichen Wahrheitssysteme, dann muß es eine ihm spezifisch eigene Selbstidentität besitzen. Es muß sich in der Art, wie es im Wandel der Geschichte mit sich selbst identisch bleibt, von anderen

Systemen unterscheiden. Nach dem Zeugnis der Schrift beruht diese Identität wesentlich in der Wirkung des göttlichen Geistes, der den einzelnen und die christliche Gemeinde innerlich belebt. Wie sich dieses innere Wirken nach außen manifestiert, hat Jesus von Nazareth selbst vorgelebt. Der Übergang von ihm zur christlichen Gemeinde geschah nicht bruchlos, sondern durch den Tod hindurch. Das christliche Lebensgesetz ist das Gesetz des Weizenkornes. Die Selbstidentität des christlichen Glaubens birgt den tödlichen Bruch in sich. Wenn die Kirche ihrem Glauben treu bleiben will, darf sie demnach in keinem Fall eine bruchlose Identität und Tradition anstreben. Sie kann nur sie selbst bleiben, wenn sie in ihrem Fleisch immer wieder stirbt. Der Tod vieler ihrer gesellschaftlichen Konstruktionen muß darum keineswegs zu ihrer Selbstauflösung führen. Wenn sie wirklich glaubt, findet sie gerade durch solche Brüche hindurch sich selbst in geläuterter Form. Darum dienen auch nicht jene Christen in Wahrheit der Kirche,

die sie vor allen «tödlichen» Erfahrungen bewahren wollen. Solche Christen gleichen eher jenem Petrus, der Jesus von seinem Weg ins Leiden und in den Tod zurückhalten wollte. Die Antwort auf solche Versuche lautet: «Hinweg von mir, Satan! Du bist mir zum Ärgernis, denn du sinnst nicht was göttlich, sondern was menschlich ist» (Mt 16, 23). (Eine detaillierte Stellungnahme zum Werk von H. Küng folgt später.)

Raymund Schwager

Anmerkungen

- ¹ Hans Küng, Unfehlbar? Eine Anfrage, Benziger Verlag, Zürich, 1970.
- ² Peter Berger, Thomas Luckmann, Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, S. Fischer Verlag, Frankfurt/M. 1969.
- ³ Ebenda S. 54.
- ⁴ Ebenda S. 58.
- ⁵ Ebenda S. 70.
- ⁶ Z. B. Imperium Romanum, societas christiana, klassenlose Gesellschaft etc.

DIE IRONIE ALS SPIEGEL DER PERSÖNLICHKEIT

Mancher Leser wird erstaunt sein, daß wir einen Artikel über Heinrich Heine veröffentlichen. Mit Recht, denn die Zeit der Romantik ist vorbei und kommt nicht wieder. Dennoch gibt es zwei Gründe, die uns zu diesem ungewöhnlichen Schritt veranlaßt haben. Erstens gibt es heute nicht wenige Dichter, die der Ansicht sind, daß nur in der Form der Ironie ernste Themen auf die Bühne gebracht werden könnten. Dürrenmatt ist einer von ihnen. Vielleicht gibt es Parallelen zwischen der Zeit Heines und der unsrigen. Wer den Artikel durchliest, wird sie leicht finden und manchen von heute nicht mehr so leicht einen oberflächlichen Spötter nennen. Zweitens war Heinrich Heine ein Jude und hatte ebendeshalb sehr vieles zu leiden. Heine spricht nur einmal kurz in einem Brief an Varnhagen von Ense 1830 davon: «... als mich die Pfaffen in München zuerst angriffen und mir den Juden aufs Tapet brachten, lachte ich, - ich hielt's für bloße Dummheit. - Als ich aber System roch, als ich sah, wie das lächerliche Spukbild allmählich ein bedrohlicher Vampyr wurde ... als ich von der Existenz ähnlicher Produkte hörte, die mit demselben Gift getränkt manuskriptlich herumkrochen, da gürtete ich meine Lenden und schlug so scharf als möglich ...» Tatsächlich hatte Heine jeden Grund, die erhoffte Professur in München zu erlangen, nur gelang es eben klerikalen Kreisen, wobei die Jesuiten eine große Rolle spielten, seine Anstellung zu verhindern. Es ist also ein Akt der Wiedergutmachung, soweit sich so etwas überhaupt gutmachen läßt, wenn wir diesen Beitrag in unser Blatt aufnehmen. Immer noch sagt man weithin, nur die Nationalsozialisten seien schuld an der Judenvergasung. So einfach war es doch nicht. Das kann nicht oft genug an konkreten Beispielen gezeigt werden, bis unser Geschichtsbild entsumpft ist. Sonst kommt die Cholera wieder.

Die Redaktion

Der Mensch und Künstler *Heinrich Heine* ist unzähligen Kommentaren ausgesetzt. Er wird von den einen analysiert, den andern nachgedacht und nachempfunden, in der Stille geliebt und in der Öffentlichkeit noch gehaßt. Heine ist als eine «Wunde» (Th. Adorno) und ein Ärgernis, ein europäisches Ereignis und ein «deutscher Skandal» (Hans Mayer) bezeichnet worden. Sein Wesen und sein Werk sind umstritten. Unbestritten ist nur die Tatsache, daß seine Originalität in seiner Ironie besteht, daß diese Ironie das zentrale Problem seiner dichterischen und menschlichen Existenz bildet. In der «Romantischen Schule» bezeichnet er selbst sie als den einzigen Ausweg. Der unablässig wiederholte Vorwurf der Oberflächlichkeit, des haltlosen Subjektivismus und des mangelnden Ernstes, der gegen Heine erhoben wird, wird gerade im Phänomen seiner Ironie widerlegt, wenn man mit Kierkegaard in ihr einen Zuchtmeister sieht, den «nur fürchtet, welcher ihn nicht kennt, aber den derjenige liebt, welcher ihn kennt». Sie ist dem Künstler und Menschen Heine von Anfang an gegeben und gehört somit in Lyrik und Prosa zum bleibenden Ausdruck seines Wesens, wobei ein Zustand zwischen ernst und nicht ernst nehmen entsteht, der seine ganze Existenz charakterisiert und das Element der Bewegtheit einschließt.

Diese Bewegtheit bedeutet ein ständiges Weiterschreiten und

sich Loslösen, ein Überwinden des Erlebten, einen Akt, der einer Befreiung gleichkommt und vielleicht am deutlichsten in der Selbstironie zutage tritt. Denn hier geschieht eine Aufhebung der Bindung zu sich selbst, die das Tor zu neuen Lebensmöglichkeiten und neuen Stellungnahmen öffnet, woraus sich wieder eine Distanz zu der eigenen Person und zu der Welt überhaupt ergibt, die nun beide kritisch betrachtet werden können.

Heines Weg sowie seine Haltung im Leben und Schaffen konnte nicht anders geartet sein, wenn man an die nicht enden wollenden Kämpfe, die Heimatlosigkeit und die Verfolgungen denkt, denen er von Jugend auf bis zu seinem Tod ausgesetzt war. Der Schild, mit dem er sich decken mußte, ist seine Ironie: sie wird seine Lebenskraft, seine Stärke, das Eigentliche seines Wesens. Heine, der Mensch «mit zu vielen Eigenschaften», muß auch die der Anpassungsfähigkeit besitzen, wie alle diejenigen die unter Druck und Zwang leben. Dem Schauspieler gleich muß er eine Rolle spielen, eine Maske anlegen. Dies bietet Schutz und Abwehr zugleich gegen ein krasses Werturteil durch die Mitmenschen, das im Falle Heines oft auf Bösartigkeit, Anderssein, aber auch auf Mißverständnis zurückzuführen ist, das hauptsächlich auf dem Mangel an Erkenntnis seines Wesens beruht. Ein Mensch, der so geartet ist, spricht in ironischen Wendungen, die je nach der Lage im weitesten Sinne satirische und humoristische Formen annehmen können. Ein wesentlicher Zug Heines liegt in seiner Begabung als Dichter, oder vielmehr in der Doppelbegabung des Lyrikers und des Publizisten, der eine Prosa schrieb, wie sie in der deutschen Sprache an Gedanken und Bilderreichtum unbekannt war und bleibt - und der Gabe des Durchschauens der sich anbietenden Wirklichkeit, die oft schmerzvoll genug sein mußte und ihn unfehlbar reizte, das für unecht Befundene, auf allen Gebieten des Lebens, des Gefühls, der Kunst, der Politik und der Religion zu geißeln.

Satire, Witz, Ironie

In solchen Augenblicken muß von der Heineschen Satire gesprochen werden, da die Satire das Ausdrucksmittel par excellence ist, das eine Änderung des Bestehenden bezwecken will. So sind Heines politische und soziale Schriften durch satirische Züge gekennzeichnet. In der Satire fehlt das vermittelnde Element, es fehlt ihr die Möglichkeit des Umschlagens in Bitterkeit und Verzweiflung. Die Satire trägt auch nicht die Möglichkeit der Differenzierung in eine Vielfalt von Nuancen in sich, die der Ironie eigen ist. Die Schärfe der Satire schließt Leichtigkeit und ein mögliches Überführen zur Heiterkeit aus. Wo der

Humor lächelt, lacht die Satire über menschliche Schwächen, wie der junge Heine in dem frühesten Gedicht: «Die Wünnbergiade». In der frühen Lyrik Heines kann kaum von Ironie gesprochen werden, die Reife und Lebenserfahrung zur Voraussetzung hat. Die Satire ist noch nicht zur Ironie erhoben, da ein Hinweis auf einen tieferen Sinn fehlt und sie nur dort zu finden ist, wo seelische Zustände im Spiel sind.

Wenn auch kaum eine Aussage Heines, den Witz betreffend nachzuweisen ist, so verurteilt er ihn doch in seiner Isolierung, wenn er schreibt: «... nur dann ist mir der Witz erträglich, wenn er auf einem ernsten Grund ruht. Darum trifft so gewaltig der Witz Börges, Jean Pauls und des Narren im Lear. Der gewöhnliche Witz ist bloß ein Niesen des Verstandes ...».

Nicht immer ist es möglich, einen klaren Trennungsstrich zwischen Scherz, Satire und Ironie zu ziehen. Man denke an Heines Definition der Komödien des Aristophanes, der sie als «scherzende Tragödien» bezeichnet bei dem Gedicht «Donna Klara» aus dem Zyklus «die Heimkehr», in dem des Alkaden Tochter auf die Frage des Geliebten ihr plötzliches Erröten erklärt:

«Mücken stachen mich, Geliebter,
Und die Mücken sind im Sommer,
Mir so tief verhaßt, als wären's
Langenas'ge Judenrotten»
und wenn sie auch in ihre Liebesschwüre die «gottverfluchten Juden» einflücht, spricht doch der Ritter (Heine) freundlich kosend:
«Hast Du auch nicht falsch geschworen?», worauf sie erwidert:
«Falsch ist nicht in mir, Geliebter,
Wie in meiner Brust kein Tropfen
Blut ist von dem Blut der Mohren
Und des schmutz'gen Judenvolkes.»
Pauken und Trompeten rufen Donna Klara auf das Schloß, doch vor dem Scheiden begehrt sie, seinen lieben Namen zu erfahren.
«Und der Ritter, heiter lächelnd,
Küßt die Finger seiner Donna,
Küßt die Lippen und die Stirne;
Und er spricht zuletzt die Worte:
«Ich, Sennora, Eu'r Geliebter,
Bin der Sohn des vielbelobten,
Großen, schriftgelehrten Rabbi
Israel von Saragossa.»

Die Ironie entspringt nicht dem Zorn, dagegen kann Wehmut in sie dringen, so, wenn «Der arme Peter» (im «Buch der Lieder: Junge Leiden») Hans und Grete betrachtet, die nun Braut und Bräutigam sind, während er betäubt zuschaut:

«Ach, wenn ich nicht gar zu vernünftig wär,
Ich tät mir was zuleide»,
indes die Mädchen am Schluß des Gedichtes ihn vorüberwanken sehen und sich spöttisch zuflüstern:
«Der stieg wohl aus dem Grab hervor?»
Ach nein, ihr lieben Jungfräulein,
Der legt sich erst ins Grab hinein.

Ironie als Distanz und Ordnungsruf

Die Ironie bringt die Distanz hervor. Sie ist vermischt mit Wehmut und Trauer, so daß man von einer wehmütigen Ironie sprechen kann. In der gefühlsgebundenen Lyrik ist kein Raum mehr für die Satire, für eine echte Satire, wie sie erst später in den Zeitgedichten und der Prosa zum Ausdruck kommt.

Das Besondere im Fall Heine liegt darin, daß die Person nicht von der Form zu trennen ist, daß Heine gleichsam die Grundzüge seines Wesens in seine Sprache ausströmt, daß beide untrennbar sind und eine Einheit bilden. Man kann soweit gehen, zu sagen, daß die bedeutsamsten Schöpfungen Heineschen Dichtens und Denkens diejenigen sind, in denen sich diese Grundzüge seiner Ironie finden, wobei die Spannweite eine sehr große ist. Es ist zu beachten, daß seine Ironie frivolen Charakter haben kann (wie Eichendorff bemerkte: Heine hänge aller Poesie das Teufelchen frivoler Ironie an), bis zu dem ergreifenden Bruch, wie er in der späten Lyrik zum Ausdruck kommt, in der die sentimentale Stimmung kaum mehr vorhanden ist und die Ironie Bitterkeit und Verzweiflung ausströmt.

Heines Bemühen zielt darauf, sich bewußt von der Übermacht der Gefühle zu befreien. Die unerwünschte Herrschaft des Gefühls wird am besten bekämpft, wenn es lächerlich gemacht wird.

Der Nachbar, Don Henriquez (Heinrich), der in stiller Abendstunde die Finger über die Gitarre streichen läßt und seine Seele in süße Träume wiegt (Buch der Lieder, Lyrisches Intermezzo, Nr. 53), wirkt auf Heine:

«Ach, wie Katzenjammer quält mich
Sein Geschnarr und Quinquillieren»,
womit der Traum zerschellt.

Einer eben erzeugten Stimmung steht eine zweite, entgegengesetzte, gegenüber, wobei das ironische Moment nicht in ihm enthalten ist, sondern wie ein neues, zusätzliches, erscheint. Dies tritt auch besonders in der späten Lyrik Heines, im Romanzero hervor.

Der Wechsel der Stimmungen in «Frau Sorge» (Lamentationen, Nr. 14, Romanzero) ist noch reicher.

«In meines Glückes Sonnenglanz,
Da gaukelte fröhlich der Mückentanz.»

Das gräßliche Knarren der Dose, das häßliche Nicken der Alten haben den Platz des Glückes, des Sonnenglanzes und der lieben Freunde, die brüderlich den besten Braten teilen, eingenommen. Aber:

«Mir träumt manchmal, gekommen sei
Zurück das Glück und der junge Mai
Und die Freundschaft und der Mückenschwarm –
Da knarrt die Dose – daß Gott erbarm,
Es platzt die Seifenblase –
Die Alte schneuzt die Nase.»

Der Traum ist nicht erstickt – er lebt als Sehnsucht weiter. Sehnsucht, eine neue Wirklichkeit zu finden in einem größeren, weiteren Raum, der alle Erscheinungen des Lebens umfassen sollte. – Sehnsucht, dieses Leben von innen und außen zu erkennen, so wie die Hegelsche Ästhetik es von dem Künstler verlangt, um es in seiner ganzen Mannigfaltigkeit zu erfassen und darzustellen. Nur:

«Zu fragmentarisch ist Welt und Leben
Ich will mich zum deutschen Professor begeben,
Der weiß das Leben zusammensetzen,
Und er macht ein verständlich System daraus.
Mit seinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen
Stopft er die Lücken des Weltenbaus.»

Ein so geartetes Leben kann demnach nur in allen seinen Fazetten in der Form des Fragmentes beschrieben werden: Heine wird der erste Berichterstatter deutscher Sprache, der Journalist im modernen Sinne, dessen Verstand und Intelligenz sich mit einer ungewöhnlichen Beobachtungsgabe paart. Er ist der Schöpfer eines Prosastils der Gattung, wie er nach ihm nie wieder in der deutschen Literatur zu finden sein wird. Und doch ist das Entscheidende sein Wesen, dessen Grundzug, die Ironie, hier in allen Schattierungen bis zum Wort und Bildwitz zu vollem Ausdruck kommt.

In der Lyrik findet er zuvor den weiteren Horizont, den er sucht und der einer Befreiung gleichkommt: «Die Nordsee». In den Gedichten der «Nordsee» und in ihnen die Polarität von Bewegung und Ruhe, ungeheurem Wechsel und sich – gleichbleibendem Element:

«Unendliches Sehnen, tiefe Wehmut,
Beschleicht mein Herz,
Mein kaum geheiltes Herz. – »

Das Du, das der Dichter auf der ganzen Erde suchte, das «Längstverlorene» und das «Endlichgefundene», dort ist es – und fast stürzt er hinab ins Meer. Da packt ihn der Kapitän: «Doktor, sind Sie des Teufels?» Die Ironie hat zur Ordnung aufgerufen. –

Der Riß im Herzen aus dem Riß in der Welt

Welch ein Schauspiel bieten Mensch und Welt?

«Und Fratzenbilder nur und sieche Schatten
Seh' ich auf dieser Erde, und ich weiß nicht,
Ist sie ein Tollhaus oder Krankenhaus.»

Aus dem Widerspruch der inneren Vision der Welt und der Gestalt, in der sie sich darbietet in all ihrer Brüchigkeit, bevölkert von Menschen, den Ebenbildern Gottes zu Fratzen

verzerrt, entsteht als Folge «der Riß im Herzen», um so unabwechslender, als jeder Ironiker ein Sentimentaler ist. Wenn das eigene Herz zerrissen ist, so zeigt es nur den Riß, der durch die Welt geht.

«... denn da das Herz des Dichters der Mittelpunkt der Welt ist, so mußte es wohl in jetziger Zeit jämmerlich zerrissen werden. Wer von seinem Herzen rühmt, es sei ganz geblieben, der gesteht nur, daß er ein prosaisches, weitabgelegenes Winkelherz hat. Durch das meinige ging aber der große Weltriß ...», schreibt Heine in «Die Bäder von Lucca».

Es habe Zeiten einer Welteinheit gegeben und in jenen Zeiten auch ganze Dichter, «... aber jede Nachahmung ihrer Ganzheit ist eine Lüge, eine Lüge, die jedes gesunde Auge durchschaut und die dem Hohne dann nicht entgeht.»

Eintracht und Harmonie existierten,
«Doch böse Zungen zischelten Zwiespalt, ...
Böse, zischelnde Zungen
Brachten also Schmerz und Verderben
Selbst über ewige Götter ...
Ich aber, der Mensch
Der niedrig gepflanzte, der Todbeglückte,
Ich klage nicht länger.» (Sonnenuntergang, Die Nordsee)

Es ist kein Sich-abwenden von Mensch und Welt, keine Flucht: es ist die Wahl, zu verstummen oder in der Ironie die dem Dichter adäquate Form des Ausdrucks zu gebrauchen, immer dort, wo er vor nicht lösbaren menschlichen, religiösen oder sozialpolitischen Widersprüchen steht.

Es geht nicht darum, die Wirklichkeit zu idealisieren oder die Welt zu verwandeln, sondern den Weltriß zur Sprache zu bringen, woraus sich die Notwendigkeit für den Künstler ergibt, als Dialektiker zu erscheinen. In bezug auf Heine gilt im besonderen die Anforderung Thomas Manns an den Künstler, wenn er sagt, daß seine Aufgabe von ihm das «Zuhause sein» in vielen und auch in schlimmen Welten verlange. «Sie duldet keine Selbsthaftigkeit in irgendwelcher Wahrheit und keine Tugendwürde», eine Definition des hohen Auftrages des echten Künstlers, die als eine endgültige Entkräftigung des Vorwurfs der Charakterlosigkeit Heines gelten kann, gleichzeitig aber auch das tiefe Unbehagen und Mißtrauen erklärt, vor allem dem Künstler gegenüber, der in seiner geistigen Beweglichkeit verspielt erscheint, wo es in Wahrheit um den Trieb des Spiels selbst geht, aus dem jeder schöpferische Akt erwächst, der weder Ernst noch Reife ausschließt.

Heine gehört zu dem disharmonischen Tragikergeschlecht des 19. Jahrhunderts und leidet daher am Leben, dem Leben als «Widerspruch, in dem sich die Auflösung der Ideale vollzieht», aus der die tragisch-ironische Dialektik entsteht, die sein Wesen bestimmt. So schreibt er aus Paris: «... ich zeige mich oft in unrühmlichem Lichte ... aber das ist sicher: In der Tiefe meines Herzens wohnt Sympathie für alles, was herrlich und tragisch ist ...».

Das Herrliche und Tragische des Lebens empfindet er um so tiefer, je intensiver er lebt, und die gesteigerte Intensität läßt das Leiden so übermächtig werden, daß wir es vor uns selbst verbergen müssen, ja «... bis auf den letzten Augenblick spielen wir Komödie mit uns selber, wir maskieren sogar unser Elend», um uns über «die innersten Lebensnöte, die chronische Existenzkrankheit ...» hinwegzuhelfen.

«Noch immer elend fühl ich mich,
Als spielt' ich noch immer Komödie.»

«Es gibt Herzen, worin Scherz und Ernst, Böses und Heiliges, Glut und Kälte sich so abenteuerlich verbinden, daß es schwer wird, darüber zu urteilen», schreibt Heine in «Die Stadt Lucca». Heines religiöses Wesen spiegelt sich als Abbild einer abenteuerlichen Mischung aller Gefühle, die von Auflehnung und Erbitterung, Enttäuschung und Blasphemie bis zu kindlichem Flehen und tiefer Resignation gehen und in der Form von leichter Skepsis, offenem Hohn und beißender Satire bis zu

lächelnder Ironie und leisem Humor reichen. Von den «Schöpfungsliedern» bis zum «Miserere», von der «Harzreise» bis zu den «Memoiren des Herrn von Schnabelewopski» finden sich alle Schattierungen der Heineschen Ironie.

Ein «Kuß Gottes»

Ohne eine definitive Bindung an ein philosophisches System oder eine positive Religion einzugehen, ohne eigentliches Wachsen aus einer Tradition, besteht Heines dualistisches Verhalten dem Leben und somit dem Tod gegenüber in der Dialektik von Heidentum und Christentum, von Sensualismus und Spiritualismus, in seiner von ihm als Hellenen- und Nazarenerium bezeichneten Geisteshaltung, die ihm lange Zeit keine innere Harmonie der Existenz ermöglichte.

«Ich kenne das Ziel, aber ich kann es nicht erreichen», schrieb Kierkegaard, indem er im Glauben das einzig sinnvolle Ziel sah, so wie Heine es von Jugend auf empfand, durch die Bilder der Hebräischen Melodien, die in ihm lebendig waren, in seinem maßlosen Verlangen nach Gerechtigkeit, das nie Befriedigung fand, in seinem ganzen Leben, das er als einen «Kuß Gottes» sah. Dennoch zeigt sich das Lebensgefühl, das in Heines Dichtung der letzten Jahre zum Ausdruck kommt, in denen er sein langsam – qualvolles Sterben mit gesteigerter Intensität durchlebt, in einer Vertiefung der Probleme. Sein Geist sieht sie mit noch größerer Schärfe, die Fragwürdigkeit der Existenz gewinnt an Bedeutung, die Ironie wird zum beißenden Spott und oft das Mittel zur Befreiung vom eigenen Leiden. Sie wird zur Rächerin und möchte verzeihen – sie neigt zu Humor in der letztlichen Sehnsucht nach Harmonie.

Die uralte Frage nach dem «Warum» der Leiden der Gerechten und dem Sieg der Schlechten wird gestellt – der ironische Zweifel wird laut: «Ist etwa unser Herr nicht ganz allmächtig?» ...

In dieser Herausforderung klingt eine Art Verzweiflung durch, die über das persönliche Schicksal hinausgeht. Es ist Verzweiflung über den Lauf der Welt, die Entwicklung der Menschheit, den Untergang der Gerechtigkeit. – Am besten wäre es, von diesem Leben befreit zu werden.

«Sie summt Miserere,
Die Nase ist spitz, drauf sitzt eine Warze.
O spute dich und zerschneide

Den Faden, den bösen,
Und laß mich genesen
Von diesem schrecklichen Lebensleide.»

Die Zeit schleicht dahin, sie teilt sich in unmeßbare Einheiten von Stunden, Tagen, die Ewigkeiten scheinen:

«..... Ewigkeiten
Sind es, die wie Schnecken gleiten.»

Zwar strahlt mitunter ein süßes und goldenes Licht in der öden Leere
«Doch im selben Nu zerstäubt
Diese Wonne, und mir bleibt
Das Bewußtsein nur, das schwere,
Meiner schrecklichen Misere.»

Fast bewegungslos bleibt der Dichter. Kein Hoffnungsschimmer, kein Sonnenstrahl dringt mehr in die dunkle Zelle ... Aber vielleicht ist er längst gestorben. Die Phantasien sind nur Spukgestalten, die des Nachts bunt in seinem Gehirn geistern.

«Es mögen wohl Gespenster sein,
Altheidnisch göttlichen Gelichters.
Sie wählen gern zum Tummelplatz
Den Schädel eines toten Dichters. –»

Die Zeit zerfließt, der Blick ist rückwärts gewendet. Der Abstand zu dem eigenen Ich schärft das Auge, und so ist das Urteil, das er über sich selbst fällt, zutiefst wahr:

«Es ist nichts aus mir geworden, nichts als ein Dichter.»

Vera Deblüé, Küsnacht

ZUM FASCHISMUS ODER SOZIALISMUS?

Südamerikas wechselndes Gefälle

Der folgende Artikel ist als Ergänzung gedacht zu den bereits erschienenen Ausführungen des gleichen Autors über die wirtschaftliche und kirchliche Lage in Lateinamerika (31. Okt. 1969/15. Jan. 1970/31. März 1970). Diesmal soll vor allem der politische Hintergrund gezeichnet werden. Trotz einer kurzen Erwähnung aller Länder will er nicht Einzelanalysen bieten, sondern durch kurze Hinweise zeigen, welche gegensätzlichen Strömungen den ganzen Kontinent erschüttern. Eine gemeinsame Notlage bewirkt, daß selbst bei großen inneren Unterschieden ähnliche Kräfte überall am Werk sind.

Die Redaktion

Geschichte, die sich wiederholt

Im Jahre 1964 wurden an der Universität in Montevideo vier Sommerkurse von internationalem Charakter abgehalten mit dem Thema: Leben und Kultur in einer Gesellschaft der Massen. Der argentinische Soziologe, F. de León, sprach über die traditionelle Demokratie. In seiner Analyse der gegenwärtigen Krise dieses Systems bezog er sich auf drei mögliche Entwicklungen: 1. Reform der traditionellen Demokratie, ohne ihr Grundschema aufzugeben; 2. Ablehnung der Demokratie zugunsten von totalitären Theorien; 3. Verwirklichung eines marxistischen Programmes sozialistischer oder kommunistischer Tendenz. Mit einem unglaublichen Optimismus klammerte er rundweg mit folgender Begründung die zweite Möglichkeit aus: «Die geradezu brutale und unmenschliche Wirklichkeit des deutschen Nazismus hat uns gezeigt, wie die extremen Haltungen mächtiger politischer und wirtschaftlicher Kreise die Entwicklung der Geschichte aufzuhalten vermögen. Der Nazismus verleugnete sämtliche Postulate der Demokratie, aber er wurde auf den Schlachtfeldern des letzten Krieges begraben.¹

Indes gerade die heutige Wirklichkeit Lateinamerikas bezeugt eindrücklich, wie sehr ein derartiger Optimismus den Tatsachen widerspricht, erleben wir doch gegenwärtig auf diesem Kontinent ein ständiges Wiederaufflackern faschistischer Gewalttätigkeit.

Aber gleichzeitig sind es die verschiedensten Tendenzen der Politik und der staatlichen Führung, die sich in diesem Augenblick in das Ringen um die Zukunft Lateinamerikas einschalten, immer schwankend zwischen der einen oder anderen Richtung, ohne aber einen Ausweg für die endgültige Befreiung dieser Völker zu finden.

Revolution und Gegenrevolution ohne Ende

Das ständige Hin und Her zwischen rechts und links manifestiert den dauernden revolutionären Prozeß, der sich über den ganzen Kontinent, von Land zu Land ausbreitet, und zwar in einer derartigen Beschleunigung, daß alle Versuche, die vom Norden her zugunsten einer Befriedung und Stabilisierung der politischen Verhältnisse unternommen werden, scheitern müssen.

Während in einem Land die Sehnsucht nach Befreiung im Blute erstickt wird, erhält sich anderswo nur mit Mühe das politische Gleichgewicht, und wieder anderswo hat man den Weg der Nationalisierung der Wirtschaft beschritten. Aber überall tritt, in immer stärkerem Maße, die Grundtendenz einer sozialen Emanzipierung der Volksmassen in Erscheinung.

Im Folgenden soll kurz das Bild der verschiedenen politischen Richtungen aufgezeigt werden, die im Augenblick das Leben Lateinamerikas beherrschen, obwohl vielleicht schon morgen dieses Bild sich ändern kann.

Tendenz zum Faschismus

Wenn sich auch theoretisch der europäische Nazi-Faschismus

nicht schlechthin mit den heutigen Wirklichkeiten in Lateinamerika identifizieren läßt, werden doch dieselben Methoden eines eisernen politisch-militärischen Systems der Unterdrückung praktiziert. Es ergeben sich daraus auch die gleichen Konsequenzen: die Vernichtung fundamentaler Rechte der menschlichen Person, auf die sich die Demokratie gründet.

Eine derart im Fluß befindliche Realität eindeutig zu benennen, ist schwierig. Nicht jede Diktatur ist heute rechts – wie das bislang in Lateinamerika fast immer der Fall war – und auch der Ausdruck «rechts» erlaubt eine erhebliche Variationsbreite der staatlichen Führung. Diese Bemerkung schien notwendig, um die in diesem kurzen Artikel nur schematisch dargestellte Wirklichkeit richtig zu verstehen.²

Brasilien

Brasilien ist das Land, in dem am deutlichsten und in brutaler Weise eine Diktatur faschistischen Stiles herrscht. Durch die entschlossene Ablehnung dieser Diktatur durch einige Bischöfe und Religiösen wurden die Mißbräuche dieses politischen Systems in aller Welt bekannt.³

Vorderhand sieht man keine Möglichkeit für eine gangbare Lösung der augenblicklichen Situation. Die Suspension politischer Rechte für unerwünschte Bürger, die Unterdrückung der traditionellen politischen Parteien, die Notwendigkeit eines sogenannten ideologischen Ausweises für eine öffentliche Tätigkeit, die Unmöglichkeit der freien Betätigung auf den Lehrstühlen, die Preisgabe einer unabhängigen richterlichen Gewalt, das Verbot freier Vereinigungen: all dies sind Tatsachen, die eindrücklich die Gewaltherrschaft des Staates beweisen. – Andererseits wird der wirtschaftliche Einfluß Nordamerikas immer stärker.

Die Dokumente, die uns aus dem Dunkel der Kerker erreichen, berichten von unglaublichen Torturen, die dort als feststehende Einrichtung angewendet und in eigentlichen Kursen an Versuchspersonen erprobt werden.⁴ Diese Situation macht in etwa die Entführungen von ausländischen Diplomaten verständlich – ohne sie deshalb zu rechtfertigen; in diesen Aktionen glauben nämlich die Gegner des herrschenden Systems das einzige Mittel zu besitzen, um die internationale Meinung zu mobilisieren und die politischen Gefangenen von der totalen menschlichen Entwürdigung zu retten. In einer Ministerkonferenz der Organisation der amerikanischen Staaten, die kürzlich in Washington stattgefunden hat, wurden auf Vorschlag von Brasilien und Argentinien die Gewaltakte gegen Vertreter ausländischer Nationen als ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit erklärt. Es wäre perfekte Heuchelei, wollte man die diesen Gewaltakten zugrunde liegenden Tatsachen verschweigen. Darum hätten die Torturen und die Tötung aus politischen Motiven ebenfalls als ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit gebrandmarkt werden müssen.

Uruguay

Hier wird zwar versucht das Gesicht einer formellen Demokratie zu wahren, aber in Wirklichkeit radikalisiert sich auch in diesem Lande in steigendem Maße das System der Unterdrückung. Schon sind zwei Jahre vergangen, seitdem der sogenannte kleine Belagerungszustand erklärt wurde, mittels dessen Zeitungen verboten, politische Parteien aufgelöst und Lehrinstitute staatlichen Eingriffen ausgesetzt werden. Auch hier wird die Tortur praktiziert, was vor kurzem durch einen überraschenden Bericht im Senat bestätigt wurde. Der Innenminister, General Francese, meinte darauf, daß er sich zwar

nicht mit der Praxis der Tortur solidarisiere, diese Dinge aber, so sagte er, «haben doch schließlich immer existiert». Eine sehr merkwürdige Antwort.⁵

Als schwerwiegendster Schritt neofaschistischer Tendenz ist ein Gesetzesentwurf zur «Sicherheit des Staates» zu bezeichnen, den der augenblickliche Präsident des Landes, Pacheco Areco, dem Parlament unterbreitet hat. Mit diesem Gesetz würde praktisch sogar das Wesen der demokratischen Ideologie untergraben. Die freie Meinungsäußerung wird nicht erlaubt. Schon die Haltung der Kritik wird als ein Delikt angesehen. Jeder Versuch einer sozialen Umwandlung, auch wenn er auf friedlichem Wege unternommen werden sollte, wird verunmöglicht, denn bereits die Verbreitung von Ideen, die das politische und soziale Establishment in Frage stellen, wird bestraft.⁶

Aber inzwischen wiederholen sich die Gewalttätigkeiten der «Unnennbaren»⁷, und trotz großer polizeilicher Anstrengungen hören die Anschläge auf Polizeiposten nicht auf; weiterhin werden Banken überfallen, und die studentische Jugend kommt nicht zur Ruhe.

Argentinien

Am 8. Juni wurde der Präsident, Juan Onganía, vom Heere abgesetzt, um einer neuen Figur Platz zu machen, die nun versuchen muß, das schon sehr in Mißkredit geratene Bild der «Befreiungsrevolution» wieder aufzufrischen. Die gegenwärtige Equipe, die der General Roberto M. Levingston als Präsident leitet, wird, wie es scheint, dieselben Fehler auf dem Gebiete der Wirtschaft und des Sozialwesens begehen, die den Sturz der Regierung Onganía mitverschuldet haben. Die Entführung und Ermordung des früheren Präsidenten General Aramburu beleuchtet schlagartig die latente innere explosive Lage dieses Landes.

General Levingston versprach dem Volke eine «Demokratie ohne Falsch»: freie Wirtschaft, politische Selbstbestimmung (bis jetzt besteht ein Verbot für politische Parteien) und die Reorganisation der Gewerkschaften. Noch ist es zu früh, um ein endgültiges Urteil zu fällen, indes glauben wir doch schon sagen zu können: nichts hat sich hier geändert.⁸

Sozialistische Linksrichtung

Das andere Extrem im politischen Kräftespiel Südamerikas verwirklichen die Länder, die mittels einer sozialistischen Orientierung nationalistischer und antiimperialistischer Prägung versuchen, die internen sozialen Mißstände zu beheben und eine vom Auslande unabhängigere Wirtschaftsstruktur zu erreichen.

Peru

Seitdem am 3. Oktober 1968 die neue Revolutionsregierung, unter dem Präsidium von General Juan Velasco Alvarado, die Macht ergriffen hat, intensiviert sich der Prozeß struktureller Wandlungen, der, wie es scheint, nicht mehr rückgängig gemacht werden kann. Fest entschlossen, die staatliche Souveränität zurückzugewinnen und eine wirtschaftliche Erholung einzuleiten, gewinnt die Militärregierung in wachsendem Maße die Sympathien der Volksmassen, die sich zum ersten Mal durch die bereits verwirklichten Reformen begünstigt fühlt. Es genügt hinzuweisen auf die Enteignung des Industriekonzerns La Brea y Parinas, womit das Land Ölfelder von über 166 000 Hektaren zurückgewann. Keine frühere Regierung wagte es, einen solchen Schritt zu tun mit Rücksicht auf den von Nordamerika ausgeübten Druck, der diesmal ausblieb, weil der Rest der lateinamerikanischen Völker sich mit Peru solidarisch erklärte.

Später erfolgten weitere Maßnahmen, so die Agrarreform, die Proklamierung eines neuen Gesetzes für die Minen und den Fischfang (mit der Errichtung einer 200 Meilen-Territorial-Meereszone), die Einführung der Devisenkontrolle, die Reform der Erziehung. Mittels der Kontrolle des Fischmehl-Exportes und der Minenproduktion überwacht jetzt der Staat 60% der Deviseneinnahmen des Landes.

Die Idee der Kooperativen, die von seiten der Regierung mit Hilfe der Agrarreform gefördert wird, eröffnet – ohne den Rekurs der Gewalt – den Weg für die Sozialisierung der Wirtschaft. Die Verleihung des Wahlrechtes an die Analphabeten ermöglicht jetzt Millionen von Peruanern die Teilnahme am politischen Geschehen des Landes, wodurch dem Prozeß der Umwandlung eine Grundlage vermehrter und bewußter Solidarität mit den Massen des Volkes verliehen wird. Gleichzeitig bereitet man für das kommende Jahr weitreichende Pläne für eine intensive Alphabetisation vor.

Das Programm der Revolutionsregierung lautet: Erhöhung des Lebensniveaus der weniger begünstigten Teile der Bevölkerung, die durch eine Umwandlung der wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Strukturen des Landes erreicht werden soll. Alles in allem betrachtet, ist zu sagen: das Programm befindet sich auf dem Wege der Realisierung.⁹

Bolivien

Am 26. September 1969 bemächtigte sich General Alfredo Ovando, unterstützt durch Kreise des Militärs, der Regierung und ergänzte sein Kabinett mit einigen Zivilisten, die dem fortschrittlichen Flügel der Intellektuellen dieses Landes angehören. Damit erhält diese Regierung eine nationalistische und sozialisierende Tendenz, die sich dadurch die Unterstützung der Arbeitermassen sichert. Die Nationalisierung der mächtigen Gulf Oil Corporation zeigt deutlich die Kühnheit des neuen Regimes. Durch den Rückzug des Heeres aus den Lagern der Minenarbeiter soll der soziale Friede gestärkt werden. Indessen beginnen die inneren Schwierigkeiten den Erneuerungsprozeß abzubremsen, und in diesem Moment verbreiten sich mit immer größerem Nachdruck Gerüchte über einen Staatsstreich der Rechten.

Die Regierung Ovandos bemüht sich, animiert von unten her, den neuen Kurs zum Durchbruch zu bringen, während die Regierung in Peru von oben her die Reformen in Gang zu bringen versucht.

In Bolivien kann sich über Nacht eine Rechtsschwenkung ereignen, und was dann geschehen wird, ist nicht vorauszusehen. Dieses Land bildet, zusammen mit dem Nordosten Brasiliens, eines der explosivsten Gebiete Lateinamerikas; die Minenarbeiter sind hier politisch engagiert und auch Gewaltlösungen durchaus zugänglich.¹⁰

Fragwürdige Zukunft

In den übrigen Ländern Südamerikas, in denen sich einstweilen noch Regierungen am Ruder halten, die durch Volkswahlen an die Leitung gelangten, ist die Lage keineswegs beruhigend.

Chile

Bei der letzten Präsidentenwahl hat der Kandidat der marxistischen Volksfront, S. Allende, am meisten Stimmen erreicht. Die endgültige Wahl muß nun der Kongreß vornehmen. Es besteht damit die große Wahrscheinlichkeit, daß zum ersten Mal ein Freund Fidel Castros auf demokratische Weise an die Macht gelangt. Die Ironie der Situation liegt vor allem darin, daß die große Zahl der christlich-demokratischen Abgeordneten, die vor sechs Jahren mit Eduardo Frei eine Revolution der Mitte einleiten wollten, nun gezwungen ist, selbst einen extremen Kandidaten auf den Thron zu heben. Trotz einer echt demokratischen Tradition im Lande ist auch ein Staatsstreich nicht ausgeschlossen.

Kolumbien

Nach den letzten Wahlen hat am 7. August der neue Präsident, Misael Pastrana die Regierung übernommen; er gewann die Wahlen dank eines Verteilungsschlüssels, den die zwei größten Parteien des Landes (die Libe-

ralen und Konservativen) unter sich handhaben. Da aber unverzüglich nach den Wahlen die Anhänger des ehemaligen Diktators Gustavo Rojas Pinilla (der eine unerwartet hohe Stimmzahl auf sich vereinigte) erklärten, daß im Wahlakt Betrügereien begangen worden seien, sind in diesem Augenblick bereits wieder Gerüchte über einen bevorstehenden Aufruhr im Umlauf.¹¹

Venezuela

Auch diese Regierung, christlich-demokratischer Orientierung, vermochte die Reformen, die das Land erwartet, nicht zu realisieren und die direkte, immer stärker werdende Intervention des Heeres in den Gang der Politik ist für die Zukunft von Caldera kein verheißungsvolles Zeichen.

Ecuador

José Velasco Ibarra, der im letzten Jahr zum 5. Mal die Präsidentschaft des Landes übernahm, erklärte sich am 22. Juni zum Diktator, um einem möglichen Aufstand des Militärs zuvorzukommen. Noch ist seine politische Orientierung nicht klar zu erkennen. Jedenfalls hat der Wortführer des Heeres bereits erklärt, daß die Streitkräfte im Umwandlungsprozeß des Landes, der so tiefgreifend sein werde wie jener in Peru, eine entscheidende Rolle spielen werden.¹²

Zusammenfassung

Südamerika präsentiert somit heute das Bild eines sich politisch dauernd überstürzenden Wechsels, der nur den harten, wenn auch weniger sichtbaren Kampf um eine Verbesserung der Wirtschaft und um eine menschenwürdigere Stellung in der Welt von morgen widerspiegelt.

Niemand, der in dieser für Lateinamerika geschichtlichen Stunde mit Ruhe und Besonnenheit die Wirklichkeit dieses Konti-

entes betrachtet, wird erwarten, daß sich die Oligarchien und ihre Unterdrückungsmethoden noch lange werden halten können. *Dr. Galo Martínez Arona, Montevideo (Uruguay)*

Anmerkungen

¹ Graciarena, Butelman, De León y otros: Vida y Cultura en la Sociedad de masas. Montevideo 1968, S. 266.

² In einem allgemeineren Sinn nennen wir «Faschismus» ein System, das, begünstigt durch die nationalen Oligarchien, versucht, mit Unterdrückung und Gewalt den Status quo zu erhalten.

³ Orientierung 34 (1970) Nr. 6/7, S. 78.

⁴ Paulo Schilling, Brasil, seis años de dictadura. Torturas. Texto y selección de documentos: Cuadernos de Marcha, Nr. 37, mayo 1970.

Michel de Certeau S. J., Políticas Brasileñas y movimientos cristianos: Mensaje, Sgo. de Chile (1970) Nr. 186; Ralph della Cava, Torturas en Brasil: Mensaje, Sgo. de Chile (1970) Nr. 189.

⁵ Torturas-Uruguay 70: Preparado por el Núcleo de Estudios Nacionales de Ediciones Grito de Asencio, Montevideo 1970; Semanario Marcha, Nr. 1489, 17. 4. 70; Perspectivas de Diálogo (Montevideo) 1970, Nr. 44/45.

⁶ Semanario Marcha, Nr. 1497, 12. 7. 70.

⁷ So werden von der Presse die Anhänger der subversiven Organisationen benannt, da es von der Regierung verboten ist, sie als «Tupamaros» (wie sie sich selbst benennen) zu bezeichnen.

⁸ Siete días ilustrados, (Buenos Aires) 1970, Nr. 163; Panorama (Buenos Aires) 1970, Nr. 159; Informe especial: La represión.

⁹ Peru: Petróleo y Reforma Agraria: Cuadernos de Marcha, Nr. 26, junio 1969; Julio Cotler: El populismo militar como modelo de desarrollo nacional. El caso peruano. Lima, Instituto de Estudios Peruanos, 1969.

¹⁰ Bolivia: La segunda revolución nacional?: Cuadernos de Marcha, Nr. 30, octubre 1969; Mensaje, Sgo. de Chile (1970) Nr. 186.

¹¹ Diario «El País» Montevideo, 25. 6. 70.

¹² Marcha, Nr. 1500, 10. 7. 70.

Notizen zu einem Leben, das uns teuer war

Zum Tod von Bischof Franziskus von Streng

«Leben heißt sich wandeln – vollkommen sein, sich oft wandeln.» Unter diesem überraschenden und dynamischen Motto gedachte in der St. Ursen-Kathedrale von Solothurn Anton Hänggi, seit drei Jahren Bischof von Basel, am 11. August seines verstorbenen Vorgängers, Bischof Franziskus von Streng.

Hat Bischof Hänggi damit sein eigenes Lebensideal gezeichnet? Zweifellos auch! Aber er meinte es offensichtlich vor allem bezogen auf Franz von Streng, denn einen so ehrlichen Nachruf – ohne alle obligaten Superlative –, getragen von einer echten Ergriffenheit in der Schilderung seines letzten Besuches bei dem Kranken, den er als kindlich fromm und echten Mann erlebte, habe ich noch kaum je vernommen.

Das war persönlicher Eindruck. Die Zeitungen sprechen von einem «großen Bischof» (Aargauer Volksblatt), von einer «Persönlichkeit von Format» (Vaterland) und ein nichtkatholisches Blatt nennt den Verstorbenen «einen geistlichen Herrn von nicht alltäglichem Zuschnitt»; vor Jahren meinte der «Morgen», er sei «recht eigentlich ein Volksbischof» gewesen; Pfarrer Hans Metzger sucht in einer geistvollen Analyse die Persönlichkeit des 87jährigen, die er eine «reiche» und «hervorragende» nennt, in dem Bild des «Landedelmanns» zusammenzufassen, wobei er weiß, daß er damit nur eine Seite ausleuchtet. Der «weltliche» Redner am Grab, Regierungsrat Dr. F. J. Jeger, ließ seine Ausführungen in dem Satz gipfeln: «Er hat im hohen Alter die Schwelle einer neuen Zeit auch innerlich überschritten ...»

Wenn Bischof Hänggi die «Wandlung» von Strengs im Einsatz für die «Erneuerung der Liturgie» und in seinem Bewußtsein der letzten Jahre sah, daß die Kirche einer ständigen Erneuerung bedürfe, was er auf Dekanatskonferenzen in den

lakonischen Satz faßte: «Wir haben auf dem Konzil A gesagt, wir müssen nun auch B sagen», so dachte der Regierungsrat offensichtlich mehr an das Verhältnis von Kirche und Staat, das bei der Vielgestalt an Kantonen, in denen die Basler Diözese heimisch ist, tatsächlich von alters her ein schwieriges Problem darstellt. Hatte doch schon Gregor XVI. (1831–46), ein allerdings weltfremder und erkonservativer Mann, diese Diözese kirchenpolitisch die schwierigste der ganzen Welt genannt. Diese Schwierigkeiten meisterte Franz von Streng in souveräner Art und mit viel Fingerspitzengefühl; genau wie er auch in ökumenischer Hinsicht, was das Einvernehmen der Kirchenleitungen anbelangt, echte Toleranz und Verständigungswillen an den Tag legte. Man denke nur an die Schicksale des Basler Bischofs Eugen Lachat anfangs der siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts zurück, da wegen der Verkündigung der Lehrunfehlbarkeit des Papstes (trotz staatlichem Verbot!) die Mehrheit der Diözesankonferenz den Bischof als abgesetzt erklärte und gewaltsam aus Solothurn vertrieb, wohin er bis zu seinem Tod (1886) nicht mehr zurückkehren sollte. Auch wenn man die veränderte Zeit berücksichtigt, darf wohl gesagt werden, daß Bischof von Streng dieses Schicksal nicht beschieden gewesen wäre. Jedenfalls fand sich zu seiner Beerdigung in Solothurn der altkatholische Bischof Kury ein, der in seinem Kondolenzschreiben an Bischof Hänggi Mgr. von Streng dankbar das Zeugnis der Toleranz und der Oekumene ausstellte.

In diesem Sinn war Franziskus von Streng wandelbar – ich leugne es nicht. Die Aussage bedarf aber einer Ergänzung, wenn wir die Lehre dieser 31jährigen Regierungszeit ausschöpfen wollen; denn ein Bischof lehrt nicht nur durch Worte, er lehrt weit mehr durch sein Tun und die ganze Art, sich zu geben. In manchem war Franz von Streng auch unwandelbar – ich meine das nicht in dem Sinn, daß er immer katholisch blieb,

was selbstverständlich ist. Ich meine es hinsichtlich seiner Persönlichkeit, die in ganz bestimmter Umwelt herangereift war, aus der er nicht aussteigen konnte, ohne sich selbst aufzugeben, was weder für ihn noch für alle, die mit ihm zu tun hatten, ein Segen gewesen wäre.

Ein Artikel bringt das zum Ausdruck; es ist der kürzeste, den ich gesehen habe und zugleich der inhaltreichste. (Die Zeitung, in der er stand, kann ich leider nicht mehr feststellen, gezeichnet ist er mit Hg.) Ich kann es mir nicht versagen, die drei kleinen Abschnitte fast wörtlich wiederzugeben:

«Er war eine *Autorität*, kraft seiner natürlichen grandseigneuralen Haltung und kraft der Selbstverständlichkeit, mit der für ihn der Hirte noch Hirte, die Herde noch Herde war. Sein Rücktritt fiel in eine Zeit, da solche Gewißheit fraglich wurde. Das vielgestaltige Bistum Basel ... hat an die Weltoffenheit und konfessionelle *Toleranz* seines Vorstehers immer schon *hohe Anforderungen* gestellt. Diese Eigenschaften waren Bischof von Streng in dem Maße gegeben, als sie zu seiner aristokratischen Abkunft, zu seiner vorzüglichen Ausbildung und zu seiner festgefühten Persönlichkeit gehörten. Er war nie eng aus Unsicherheit; er war aber auch keiner Verunsicherung zugänglich, die aus ihm einen halbherzigen Ökumeniker oder einen Demokraten wider Willen gemacht hätte.

Er war ein Konservativer – mit aller Liberalität, die ein solcher sich leisten kann. Die «sorgende Liebe», von der sein Wappen – im übrigen mit Harnisch und Schwert geschmückt – spricht, zeigte die Väterlichkeit, die man heute als *Paternalismus* bezeichnet, aber auch eine breite *Menschlichkeit*, die vor allem in seinen Publikationen zu Familienfragen und Eheproblemen zum Ausdruck kam. Seine Gegner hatten oft die besseren Argumente, er hatte die besseren Manieren. Bevor der Zeitstil, das Kirchenverständnis sich ihm entfremdeten, nahm er die Aufgabe der Pastoration mit einem Einsatz wahr, der auch unter tief veränderten Umständen vorbildlich sein könnte: er war ein authentischer Priester.»

Diesen Kleinartikel hat wohl kaum ein Katholik geschrieben; er bedeutet jedoch einen ökumenischen Dienst, weil er genau das sagt, was viele Katholiken gern gesagt hätten, aber so überlegen, anteilnehmend und distanziert zugleich nicht hätten sagen können.

Daraufhin ordnete ich alle Bilder des Bischofs – von seiner Wahl bis zu seinem Tod –, die ich erreichen konnte. Es fiel mir auf, daß sie erstaunlich vielfältig waren. Auf einen Nenner sind sie kaum zu bringen. Bald ist sein Mund gerade, wie ein Strich, bald zieht es die Mundwinkel nach unten, ganz außen an den Ecken. Energisch war er auf jeden Fall, fanatisch ganz sicher nicht. Dafür ist das ganze Gesicht viel zu ausgewogen. Es gab offenbar für ihn eine Ordnung der Dinge. Sachen, über die man reden konnte, und Sachen, die keine Diskussion ertrugen. Die Augen sind nie groß offen, wie bei einem staunenden Kind, das in einer Traumwelt wandelt. Sie beobachten scharf und verraten eine gewisse Unnahbarkeit. Sie erinnern mich an die Augen eines Jägers, der das Wild liebt, aber doch schießt. Es sind angriffige Augen, denen aber niemals – selbst dort wo sie fast nur noch ein Schlitz scheinen – das Wohlwollen fehlt. Und immer ist in Augen und Mund eine Frage enthalten, nicht eine Frage an das Gegenüber, es ist eine Frage an sich selbst – oder besser: das Geschaute oder Gehörte wird innerlich, wohlwollend in Frage gestellt. Hier allein sehe ich eine Wandlung: während in jungen Jahren die Frage (besserwissend?) etwas leicht Spöttisches enthält, wird sie später zur Frage dessen, der überlegen weiß, daß nichts vollkommen und kein Weg der einzig mögliche ist, um endlich im Alter sehr ernst und ohne alle Ironie die Fraglichkeit aller Dinge traurig zu finden, ohne deshalb verbittert zu werden. So wächst das Mitgefühl und mindert sich das Selbstbewußtsein.

Seinem Nachfolger sagte Mgr. von Streng beim letzten Beisammensein: «Greifen Sie nie rasch ein. Warten, warten können, ist wichtig.» Bischof von Streng war ein Bischof, den man nicht in den Lexika von Theologie und Kirche finden wird, er war ein praktischer Seelsorger. Er hat den andern nicht nur gegeben, er hat auch von ihnen gelernt. Das Verhältnis Hirte – Herde ändert, der Paternalismus verschwindet, Toleranz und Weltverständnis wandeln sich grundlegend – aber entscheidend wird immer sein, ob ein Mensch es lernt, sterben zu können, um zu leben.

Mario von Galli

Eingesandte Bücher

Barthélemy-Madaule, M.: Bergson und Teilhard – Anfänge einer neuen Welterkenntnis. Walter-Verlag, Olten, 1970, 783 S., Leinen geb.

Beauchamp Paul: Création et séparation. Etude exégétique du chapitre premier de la Genèse. Reihe: Bibliothèque de Sciences religieuses. Desclée de Brouwer, Paris 1969. 423 S., Paperback.

Beitz Otto: Das Leben meditieren. Reihe: Pfeiffer-Werkbücher, Bd. 82. *erlag J. Pfeiffer, München 1970. 208 S. Paperback.

Deißler Alfons | *Schlier Heinrich* | *Audet Jean-Paul*: Der Priesterliche Dienst I. Ursprung und Frühgeschichte. Reihe: Quaestiones disputatae, Bd. 46. Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1970. 175 S. Kartoniert.

Dirks Walter: Kirche und Öffentlichkeit. Möglichkeiten der Kommunikation. Walter Dirks antwortet Werner Post. Reihe: Das theologische Interview. Nr. 12. Patmos-Verlag, Düsseldorf 1970. 70 S., Paperback.

Dumoulin Heinrich (Hrsg.): Buddhismus der Gegenwart. Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1970. 232 S.

Ell Ernst: Sexualmoral, voreheliches Geschlechtsleben und Zölibat. Reihe: Kritische Texte 2. Benziger Verlag, Einsiedeln 1970. 53 S. Paperback.

Esser Wolfgang G.: Erschließung der Frage nach Gott. Impulse aus einem sich wandelnden Gottesverständnis. II. Reihe: Aktuelle Schriften zur Religionspädagogik, Nr. 20. Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1970. 166 S., Paperback.

Exeler Adolf – *Emeis Dieter*: Reflektierter Glaube. Perspektiven, Methoden und Modelle der theologischen Erwachsenenbildung. Verlag-Herder, Freiburg i. Br. 1970. 320 S. Paperback.

Fleischhack Erich: Fegfeuer – Die christlichen Vorstellungen vom Geschick der Verstorbenen. Katzmann-Verlag, Tübingen, 1969, 272 S., Leinen geb.

Frieling Reinhard: Die Bewegung für Glauben und Kirchenverfassung 1910–1937. Unter Berücksichtigung des Beitrages der deutschen evangelischen Theologie und der evangelischen Kirchen in Deutschland. Reihe: Kirche und Konfession, Bd. 16. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1970. 321 S. Paperback, DM 38.—

Gantner Theo: Volkskundliche Probleme einer konfessionellen Minderheit. Dargestellt an der römisch-katholischen Diaspora der Stadt Basel. Verlag Hans Schellenberg, Winterthur 1970. 209 S., Paperback.

Gebser Jean: Der unsichtbare Ursprung. Evolution als Nachvollzug. Walter-Verlag, Olten 1970. 124 S. Paperback.

Germann Wilhelm: Salz der Erde – Über die Sendung des Christen (für den Religionsunterricht 7.–9. Schuljahr) Reihe: Modelle – Werkbuch für den Lehrer Bd. 1. (s. auch Arbeitsmappe für Schüler). Walter-Verlag, Olten, 1970, 184 S., Leinen geb.

Gbeddo Piero: Katholiken und Buddhisten in Vietnam. J. Pfeiffer Verlag, München 1970. 363 S. Paperback.

Gößmann Wilhelm: Sentenzen. Reihe: Kritische Texte 1. Benziger Verlag, Einsiedeln 1970. 60 S. Paperback.

Grane Leif: Die Confessio Augustana. Einführung in die Hauptgedanken der lutherischen Reformation. Göttinger theologische Lehrbücher. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1970. 185 S.

Hermann Ingo: Die Christen und ihre Konflikte. Reihe: Theologia publica, Bd. 13. Walter-Verlag, Olten 1970. 125 S. Paperback.

Holenstein Carl: Der Protest der Priester. Reihe: Kritische Texte 3. Benziger Verlag, Einsiedeln 1970. 39 S. Paperback.

Léon-Dufour Xavier (Hrsg.): Vocabulaire de Théologie Biblique. 2e édition révisée et augmentée. Les Editions du Cerf, Paris 1970. 1399 S.

Philberth Bernhard: Der Dreieine. Anfang und Sein. Die Struktur der Schöpfung. Christiana Verlag, Stein am Rhein 1970. 535 S.

Raffalt Reinhard: Das Ende des römischen Prinzips. Reihe: Münchener Akademik-Schriften, Bd. 52. Kösel-Verlag, München 1970. 44 S. Paperback.

Rabner Karl: Konfrontationen. Aufgaben und Probleme heutiger Theologie. Gotteslehre und Christologie. Anthropologie. Ekklesiologie. Kirche und Gesellschaft. Reihe: Schriften zur Theologie, Bd. IX. Benziger-Verlag, Einsiedeln/Zürich/Köln 1970. 594 S.

Rotter Hans: Strukturen sittlichen Handelns. Liebe als Prinzip der Moral. Reihe: Veröffentlichungen der Universität Innsbruck, Bd. 32. Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz 1970. 92 S. Paperback, Fr. 24.40.

Sacramentum Mundi, Theologisches Lexikon für die Praxis. 3. Band: Konfessionalismus – Quietismus. Herder Verlag, Freiburg i. B. 1969. 1431 S., Leinen geb.

Scheele Paul-Werner: Johann Adam Möhler. Reihe: Wegbereiter heutiger Theologie. Styria Verlag, Graz 1969. 374 S., Leinen geb.

Schierse F. J. antwortet *Dautzenberg G.*: Was hat die Kirche mit Jesus zu tun? Zur gegenwärtigen Problemlage biblischer Exegese und kirchlicher Verkündigung. Reihe: Das theologische Interview 2. Patmos-Verlag, Düsseldorf 1969. 91 S., Paperback.

Schoonenberg Piet: Ein Gott der Menschen. Skizzen zur Christologie. Benziger-Verlag, Einsiedeln 1969. 204 S.

Schultz-Henke Harald: Der gehemmte Mensch. Entwurf eines Lehrbuches der Neo-Psychoanalyse. Georg Thieme Verlag, Stuttgart 1969. 320 S.

Simeon a S. Familia O. C. D.: Bibliographia operum S. Teresiae a Jesu Typis editorum (1583–1967). Edizioni del Teresianum, Roma 1969. 200 S.

Theurer Wolfdieter: Das Programm Gott. Reihe: Theologische Brennpunkte, Bd. 18/19. Verlag Gerhard Kaffke, Bergen-Enkheim bei Frankfurt a. M. 1970. 243 S. Paperback.

Trunpa Tschögyam: Ich komme aus Tibet. Mein Leben in der buddhistischen Mönchswelt und die Flucht über den Himalaja. Walter-Verlag, Olten 1970. 281 S.

Türk Hans Joachim: Orientierungen. Theologische Reden von Gott, Welt und gläubiger Existenz. Reihe: Pfeiffer-Werkbücher, Bd. 84. Verlag J. Pfeiffer, München 1970. 268 S. Paperback.

Vergote Antoine: Religionspsychologie. Walter-Verlag, Olten 1970. 402 S. Fr. 29.—.

Weger Karl-Heinz: Theologie der Erbsünde. Mit einem Exkurs «Erbsünde und Monogenismus» von Karl Rahner. Reihe: Quaestiones disputatae, Bd. 44. Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1970. 230 S. Paperback.

Zulehner Paul M./Graupe Sepp R.: Wie Priester heute leben. Ergebnisse der Wiener Priesterbefragung. Herder, Wien 1970. 209 S., Paperback.

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen

Redaktion: Mario von Galli, Ladislaus Boros, Max Brändle, Albert Ebnetter, Robert Hotz, Ludwig Kaufmann, Josef Renggli, Raymund Schwager

Anschriften von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎ (051) 36 07 60

Bestellungen, Abonnemente: Administration

Einzahlungen: Schweiz: Postcheck 80-27842
Deutschland: Postscheckkonto: Stuttgart 6290 «Orientierung», Zürich – Österreich: Sparkasse der Stadt Innsbruck, Postscheck 60.675 (Vermerk «Orientierung» 26849) – Frankreich: Crédit Commercial de France, CCP 1065 «Orientierung» C. E. Suisse No 020/081.736 – Italien: Da Libreria Editrice della Pont. Università Gregoriana den Abonnentenzahlungsdienst aufgegeben hat, Zahlungen direkt auf unser Postcheckkonto Zürich 80-27842 erbeten.

Abonnementpreise: Ganzes Jahr: sFr. 19.— / DM 19.— / öS 125.— / FF 28.— / bFr. 250.— / Lire 3000.— / dan. Kr. 35.— / US \$ 5.—

Halbjahr- und Studentenabonnement: sFr. 11.— / DM 11.— / öS 70.—

Gönnerabonnement: sFr. 25.—

Einzelexemplar: sFr./DM 1.50 / öS 9.—

Ingo Hermann

Die Christen und ihre Konflikte

128 Seiten. Kartoniert. Fr. 11.50 DM 9,80
(theologia publica Bd. 13)

Viele Christen leben heute aus der Beschäftigung und vor verschleierte Konflikten. Ingo Hermann, Mitarbeiter von «Publik», schildert Konfliktsituationen in Theologie, Kirche und Gesellschaft: u. a. Papst und Theologie, Römische Schwierigkeiten mit dem Zölibat, Freiheit der Information, Moralischer Appell zur wissenschaftlichen Friedensforschung (wofür er einen deutschen Journalistenpreis erhielt).

bei Walter

Bewusster glauben durch Bildung

Katholischer Glaubenskurs

2 Jahre Einführung und Vertiefung in die Schriften des Alten und Neuen Testaments für Damen und Herren mit abgeschlossener Volksschule.

Abendkurse in Luzern, Basel, Bern und Ferkurs.

Beginn des 9. Kurses 1970/72: Oktober 1970.

Theologische Kurse für Laien

8 Semester (4 Jahre) systematische Theologie für Damen und Herren mit Matura, Lehr- und Kindergärtnerinnenpatent oder eidg. Handelsdiplom.

Abendkurse in Zürich und Luzern und **Ferkurs**.

Beginn des 8. Kurses 1970/74: Oktober 1970. (Zwischeneinstieg jedes Jahr im Oktober.)

Prospekte und Auskünfte: Sekretariat TKL/KGK, Neptunstrasse 38, 8032 Zürich, Telefon: 051/47 96 86.

David J. und Schmalz F.

Wie unauflöslich ist die Ehe?

Eine internationale Dokumentation über ein brennendes Problem

Der Band bietet eine Sammlung von Artikeln aus Zeitschriften Europas und Amerikas als wissenschaftliche Grundlage einer möglichst breiten und sachgerechten Diskussion. Nicht nur die exegetischen und dogmatischen, sondern auch die drängenden seelsorgerlichen Fragen werden mutig und höchst aufgeschlossen behandelt.

350 Seiten, Preis DM 20,—

PATTLICH-VERLAG D-8750 ASCHAFFENBURG

Wieder sehr aktuell

4. und 5. ergänzte und erweiterte Auflage

Dr. Jakob David SJ

Neue Aspekte der kirchlichen Ehelehre

mit Konzilstext der Pastoralkonstitution Nr. 47–52 und Auszügen aus den Gutachten der päpstl. Geburtenkommission Italienische (3. Auflage); französische, spanische und englische Übersetzungen. – 140 Seiten, kart. Zellophan DM 8.80
«Die Ausführungen von J. David sind ein mutiger Diskussionsbeitrag und beziehen eindeutige Stellung auch dort, wo sich andere Autoren noch weniger klar aussprechen und wo das kirchliche Lehramt die Fragen noch offen läßt. Dem Seelsorger kann das Buch sehr gute Dienste leisten.»

Schweizerische Kirchenzeitung, Luzern

Verlag Gerhard Kaffke, 6000 Bergen-Enkheim b. Ffm. Postf. 125

AZ

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion